

habe ich die Schulprogramme und die verwendeten pädagogischen Konzepte und Methoden analysiert und auch intern Gespräche geführt. Zusätzlich habe ich, nachdem ich 18 Jahre im Schuldienst Nordrhein-Westfalens tätig war, als Lehrer, Schulleiter und Fortbildner, einige weitere Innenperspektiven zum Berliner Schulwesen gewonnen in den Bereichen Educational Governance, Schulleitung, Schulverwaltung und Schulentwicklung sowie Training und Coaching von zukünftigen schulischen Führungskräften, durch Teilnahme an Workshops und Seminaren. Nun, ich wäre um ein Haar zum zweiten Mal Schulleiter geworden, nach zwölf Jahren Universität, doch sprang ich kurz vorher wieder ab. Auch die aus diesem Prozess mitgenommenen Eindrücke und Erkenntnisse fließen in dieses Buch ein. Worum geht es am allermeisten? Um die Befreiung des Denkens aus den, mittlerweile immer einengender wirkenden, Institutionalisierungen. Wir sollten die junge Generation ermutigen, vorauszudenken und zu entwerfen, statt diese in erster Linie anzuleiten, lediglich Regeln zu befolgen. Odile Decq, ich sah sie zuerst in einem Dokumentarfilm von Marcus Fitsch (2019) zum Thema *Flexible Räume – Die Zukunft des Bauens*, leitet das Confluence Institute for Innovation and Creative Strategies in Architecture, Paris. Wer nach einem lebendigen Beispiel für gelebte Inter- und Transdisziplinarität sucht, schaut sich das am besten einmal an.

Kulturelle Geografien, Cultural Mapping, Creative City

Was ich zuletzt in Berlin unternommen habe, ist aber noch ein wenig weiter gespannt, im Sinne von *Passagen* (vgl. Benjamin, 2015), von transdisziplinären Erweiterungen. Ich bewege mich im Feld der kulturellen Geografien (vgl. Berndt und Pütz, 2007; Scherle, 2016), der emotionalen Geografien (Wood, 2013) und betrachte den städtischen Raum als gelebten Raum. Bei diesen Forschungen verwende ich die Methode des Cultural Mapping, des Mapping Urban Spaces (vgl. Duxbury et al., 2015; Roberts, 2012). Ich verbinde meine pädagogische Konzeptentwicklung mit Metropolenforschung (vgl. Eckardt, 2014). Dabei geht es darum, die Dynamiken der Creative City, auch ihre Historie, denken wir an die West-Berliner Experimentierräume der 80er Jahren (vgl. Tannert, 2018) auszuloten. Es wird später, in Zusammenhang mit der Beschreibung der transformativen Community-Projekte deutlich werden, warum ich gerade in den West-Berliner 80er Jahren, soweit sich diese Zeit von heute aus rekonstruieren lässt, einen schöpferischen Humus sehe. Es ging mir darum, die Protagonist_innen, Entrepreneur_innen und Szenen der Creative City (vgl. z. B. Florida, 2002, 2005; Lange, 2006, 2007, 2010), die Co-Working Spaces, Cafés und Orte kreativen Tuns, die Creative Industries (vgl. z. B. Lange et al., 2008), die Musikszenen, die diversen alternativen und subkulturellen Szenen (vgl. Lanz, 2013), die urbanen Räume auch bei Nacht (vgl. z. B. Schwegmann, 2016), in Augenschein zu nehmen. Ich baute hier auf Stadterkundungen auf, die ich schon in früheren Jahren, insbesondere in Köln, in meinen Jahren als nächtlicher studentischer Taxifahrer, über einige Jahre hinweg, unternommen habe und die ich später insbesondere in Paris und New York, teils auch in Chicago fortgesetzt habe.

Man gewinnt schon Einblicke, wenn man mehrere Jahre, insbesondere Samstagnacht, durch das nächtliche Köln fährt. Man kommt mit Menschen über ihr Leben und ihre verborgenen Wünsche ins Gespräch. Man lernt, auf welch komplexe Weise urba-

ne Infrastrukturen und menschliche Bedürfnisse miteinander verwoben sind. Man lernt etwas über soziale Milieus, über kulturelle Welten. Es ist schon ein Unterschied, ob ich ein gebildetes Ehepaar von der Oper abhole und etwas von der allerneuesten La Traviata-Aufführung zu hören bekomme und die beiden elegant gekleideten Menschen zurück in ihr Haus nach Marienburg fahre, oder ob ich ein paar Ganoven in der Drachenburg am Heumarkt auflade und am nächsten Morgen direkt von der Polizei ausgefragt werde, wann genau ich in dem Unterwelt-Schuppen war, wo ich dann mit den Männern hingefahren bin, wer alles dabei war und was die Männer sonst noch dabei hatten. Allerdings machte ich bei einer meiner Bewerbungen auf Professuren, es war wohl Ende der 90er Jahre, den unverzeihlichen Fehler, zu erwähnen, in welchen gesellschaftlichen Bereichen ich, durch solche studentischen Nebentätigkeiten, sozio-kulturelle Erfahrungen gesammelt hatte. Ich dachte, dass es doch gut zum Ausschreibungstext der Professur passen würde, solche Dinge einmal durchblicken zu lassen, dass ich also nicht ein rundum mit Geld versorgter Komplett-Stipendiat gewesen war, der nur Stiftungen, Seminarräume, Schreibaufenthalte in Gründerzeitvillen, Archive und Bibliotheken kannte, sondern der auch in das Leben der Metropolen, die Subkulturen oder die raue Männerwelt in den metallverarbeitenden Fabriken eingetaucht war, der das verruchte Kölner Hotel Timp und die Drachenburg von innen kannte, der den schwarzen Staub einer Flanschenschmiede, im Siegerland, im Gesicht gehabt hatte.

Eine Kollegin, die es gut mit mir meinte, und die von den Interna dieses so genannten *Berufungsverfahrens* gehört hatte, die also offenbar die externen und internen Gutachten über mich und meine Bewerbung gelesen hatte, oder der man bloß davon erzählt hatte, warnte mich jedenfalls: »Mach das bitte nie wieder! Sonst schaffst Du es niemals auf eine Professur!« Nun, ich habe es mir gut gemerkt. Es gab noch andere Gründe, warum es für mich schwer war, allein schon die viele schulische Praxiserfahrung! Wie hinderlich! »Der ist doch so praxisverhaftet, der ist einfach ein paar Jahre zuviel in den Schulen gewesen« hatte eine andere Kommission festgestellt, später dann, und mich gleich aussortiert. Man erfährt fast alles, nur zeitversetzt. Es gibt immer Menschen, die Gesprächsbedarf haben und irgendwann ihr Gewissen erleichtern wollen, durch das Teilen solch internen Wissens, das sie anscheinend belastet. Doch nun zurück zu den Feldforschungen in Berlin. »Forschung auf Abwegen« sagte Karlheinz Thimm zu mir, aber im Spaß. Er sympathisiert ja mit sowas und war immer für das Authentische, das Wahrhaftige zu haben. So stand ich etwa vor der rund um die Uhr geöffneten Blue Boy Bar in Schöneberg, wo allerlei junge Männer, Stricher und Taschendiebe um dickere und ältere *Daddies* herumstreichen, sich von ihnen zum Frühstück, an schönen Tagen auch draußen an den Tischen, und zu sonst allerlei Dingen einladen lassen. Ich ging aber dennoch nicht hinein und beschränkte mich hier aufs Recherieren. Forschung begibt sich also auf Abwege, wenn sie solche Orte, solche Szenen aufsucht und in den Blick nimmt. Aber Karlheinz Thimm, Professor für Sozialpädagogik, früher in der Entwicklung und Koordinierung von Projekten im Bereich Schulverweigerung, in der Qualitätssicherung von Heimerziehung und anderen Kinder- und Jugendhilfemaßnahmen, meinte das ja im Grund aufmunternd und sagte das mit einem Schmunzeln. Er war es ja auch gewesen, der mich über die Jahre, wenn ich wieder einmal in Berlin war, in die Bars und Kneipen ausgeführt hatte und mir die Läden zeigte, die gerade besonders angesagt waren. Dort hatten wir dann bei einigen Drinks gesessen, einige Male auch zusammen mit Mathias Schwabe, einem Kollegen

von ihm, der auf Heimerziehung spezialisiert war, an der Evangelischen Fachhochschule in Berlin-Zehlendorf, und hatten über den Zustand der Gesellschaft und über die neuesten Entwicklungen in den Bildungs- und Sozialsystemen Deutschlands und die sich hier stellenden Herausforderungen debattiert.

Die Buchungsplattform Airbnb spielte hierbei, zunächst über zwei Jahre hinweg, eine wichtige Rolle, denn hier entstehen nicht nur kommunikative und kulturelle Beziehungen und transformative Erfahrungen für alle Beteiligten, sondern zugleich neue Formen der sozialen und ökonomischen Kreativität. Gemeinsam mit Janet Painter habe ich eine kleine Studie darüber veröffentlicht (vgl. Broecker und Painter, 2021). Man kann die Viertel und kulturellen Szenen immer wieder wechseln, kann tief eintauchen, in die Kieze und Lebensformen, und gewinnt ungeheure Einblicke, auch in die diversen Subkulturen und die schrillsten Szenen, die Berlin zu bieten hat. So buchte ich mich, ohne es zu ahnen, etwa bei einem aus Bayern zugewanderten Studenten des Event Management ein, der darauf spezialisiert war, britische Professoren oder andere Männer, die seine Väter hätten sein können, das Gehorchen zu lehren und sie in allen, wirklich *allen* Dingen gefügig zu machen. Dazu trug er schwarzes Leder, das imposant an seiner Garderobe hing. Ein sehr erkenntnisreicher Aufenthalt war das, in Schöneberg. Ich schlief in einem riesigen, schweren Metallbett, das auf allen vier Seiten allerlei Ösen zum Festschnüren hatte, wirklich sehr stabile Metallringe, umringt von einigen metallenen Schränken, wie man sie in Fabriken findet, und vor denen sich sonst Arbeiter den Ruß und den Staub von den Armen wuschen. Ich lernte dazu. Allerdings verblieb ich konsequent auf der Gesprächsebene, etwa über die emotionalen Qualitäten von uniformähnlichen Mützen, Ledermänteln, Lederstiefeln, über den Reiz der Dominanz und den Reiz der Unterwerfung. Während der bayrische Student heiter plauderte, er hatte ein sonniges, Leichtigkeit ausstrahlendes, Gemüt, fragte ich mich, wie es dann wohl sei, wenn er den Schalter plötzlich umlegte und der strenge Meister war. Ich zog auch eine Querverbindung zu der Schulleitern der Förderschule Schwarzegg¹, die ja, nach den Berichten von Insider_innen, auch viel in schwarzem, engem Leder herumlief. Sie trat auf wie eine Domina, auf hackigen Schuhen, die wie gefährliche Sporen eines aggressiven Reiters aussahen. Sie ritt ja auch.

Über den rotplüschigen, gezackten Stuhl, der ihrem Rektorinnenthron gegenüberstand, hing ein ein Paar Handschellen. Auf dem Tisch kräuselte sich roter, transparenter Tüll. Auf ihrem Schreibtisch stand ein in Pelz gerahmter Computerbildschirm. Es stellte sich also die Frage nach den emotionalen Qualitäten der Materialien Pelz, Leder und Tüll. *Fetischismus* dachte ich, das wird die Verbindung sein, aber auch das Spiel mit Dominanz und Unterwerfung. Doch es gab einen großen Unterschied zwischen beiden Welten. Der bayrische Student betrieb das als Spiel, zumindest stellte er einen gut gelaunten, netten Rahmen bereit, und ich hatte ja die Wahl, ob ich auf die dezent ausgestreuten Einladungen einging oder nicht, wenngleich ich ja in der Tat keine Vorstellung davon hatte, wie es dann, nach *Umlegen des Schalters* tatsächlich weitergehen würde. Die Schulleiterin in Schwarzegg hingegen betrieb das *ernsthaft*. Spiel und Realität waren eins. Sie war die einzige, der das Lust bereitete und natürlich ihrer engsten Entourage. Die anderen bissen ins Gras. Man muss also Feldstudien in der Schöneberger Fuggerstraße, an der Grenze des Transdisziplinären, unternehmen, um besser zu verstehen, was in der Förderschule Schwarzegg das Besondere war. So eröffnen

1 Es handelt sich um einen fiktiven Namen.

sich die tieferen Bedeutungsebenen, vielleicht auch die Sinngehalte von vielen Machtspielen in der Academia, wo immer auch solche Abgründigkeiten zum Tragen kommen. Universitäre Berufungsverfahren könnten nicht nur wissenschaftlich begleitet, sondern auch von Filmteams minutiös dokumentiert werden, einschließlich all der Strippenzieherei aus dem Hintergrund und von entfernten Orten, was natürlich mehr oder weniger unmöglich erscheint. Da käme jedenfalls Material für einige Staffeln und Episoden zusammen, die es durchaus mit *Game of Thrones* aufnehmen könnten.

Doch zurück zur Creative City. Auch die Schattenseiten von sozialen und kulturellen Innovationen, wie sie durch Airbnb repräsentiert werden, gilt es in den Blick zu nehmen. In Creative Labs und Urban Living Labs (vgl. Marvin et al., 2018) geht es nun einerseits um das Experimentieren mit gesellschaftlichen Zukünften, das Entwickeln von neuen Formen des Wohnens, des Transports, der Energieversorgung, des Herstellens von Nachhaltigkeit. Doch auch die Risiken und Widersprüche der Creative City (vgl. z. B. Pratt, 2010, 2011; Ratiu, 2013; Vivant, 2013), speziell im Kontext der Gentrifizierung (vgl. z. B. Florida, 2017), müssen diskutiert werden. Ich nehme also zum einen die Transformation von kreativen Distrikten, die Ansätze inklusiver und nachhaltiger Stadtentwicklung in den Blick, zugleich geht es mir um die Erforschung der, die urbanen Räume umspannenden und überwölbenden, digitalen Welt. Auch das *Universum der technischen Bilder*, wie es Vilem Flusser genannt hat, verlangt nach Aufmerksamkeit seitens der Bildungswissenschaften. Dazu gehört im weitesten Sinne ebenfalls die Auseinandersetzung mit Filmen, als bedeutsamen kulturellen Produktionen, wobei ich die *Filmanalyse als Kulturanalyse* (vgl. Wende und Koch, 2010) verstehe. Zum anderen werden wir auch die intimen Räume der virtuellen Welt erkunden müssen und das ist die Welt, die Flusser auch meinte, soweit dies eben möglich und vertretbar ist. Erst hierdurch werden wir in die Lage versetzt, zumindest annähernd zu verstehen, was sich derzeit in der Gesellschaft abspielt. Dabei wende ich Narrative Inquiry (vgl. z. B. Chase, 2011) und intensives Zuhören bzw. *Listening* (vgl. Bennett et al., 2015) an. Somit kommt der Hermeneutik bzw. dem Verstehen ein zentraler Stellenwert bei den eigenen Forschungen zu, aber auch der Kommunikation und der Imagination. Während dieser Prozesse sind, über die Jahrzehnte hinweg, Forschungstagebücher, teils traditionell in schriftlicher Form, teils in Bildern und Filmfragmenten, entstanden. Diese Aufzeichnungen beinhalten eigene Standortbestimmungen, Entschlüsselungen von Sinn, das Hinterfragen eigener bisheriger Sichtweisen und das Entwerfen von neuen Perspektiven. Eine repräsentative Auswahl von Fotografien, die mit der in jüngster Zeit in Berlin unternommenen Metropolenforschung in Verbindung stehen, habe ich in dieses Buch eingearbeitet.

Angetrieben hat mich dabei die tiefe Überzeugung, dass mein Unbehagen an der Schulpädagogik wie auch an der Sonderpädagogik der emotionalen und sozialen Entwicklung tiefere Ursachen hat, Ursachen, die außerhalb von mir liegen und die viel mit dem Thema der geistigen Enge und Beschränkung zu tun haben. Dies gilt zum einen für viele der Schulen, auch wenn es hier immer Ausnahmen und Lichtblicke, und sei es nur im Gespräch mit einzelnen Kolleg_innen oder anderen beteiligten Personen gab, etwa mit meiner Kollegin Eva Wiegold, die eine wahre Philosophin war und die dann in ihren wohlverdienten Ruhestand nach Spanien ging und jetzt schon nicht mehr lebt, oder mit der wunderbaren Schulrätin Magna Becker in Köln, die mit ihrer geistigen Weite dem ganzen abgründigen Geschehen an der Schule, an der ich arbeitete, den Schrecken nahm. Zum anderen wurde diese geistige Enge ganz besonders in den uni-

versitären Kontexten und akademischen Diskursen und Spielen erfahrbar. Natürlich gab es auch hier immer wieder Ausnahmen und Lichtblicke, einzelne Personen, die mich inspirierten. Aber zu oft war das genaue Gegenteil der Fall. Osho lehrt uns in seinen Texten alte Konditionierungen abzustreifen. Ich entdeckte seine Texte zuerst in Ischia-Ponte, in einem Buchladen. Die Italiener scheinen Oshos Texte zu lieben, denn sie haben seinen kompletten Nachlass in ihre wunderbare Sprache übersetzen lassen. Osho liest sich auf Italienisch ganz besonders schön. So saß ich in Ponte, wo ich eigentlich ein pädagogisches Buch zuende schreiben wollte, in Oshos Texte über das Überwinden von Konditionierungen vertieft. Nun kannte ich die Sanyassins noch aus der Kölner Studentenzeit. Sie liefen in ihren orangefarbenen Gewändern, teils auch auf dem Campus der Erziehungswissenschaftlichen und Heilpädagogischen Fakultät, herum. Ich fand sie damals ein wenig suspekt. Im Belgischen Viertel in Köln hatten sie eine Art Zentrum, wo Workshops und dergleichen stattfanden. Man hörte von Gruppensex in ihrem Ashram im indischen Puna und in einem Wochenendseminar zum Thema Sexualitätspsychologie, das nach Art der von Carl Rogers begründeten Encountergruppen, auf dem Land stattfand, schlug ein Student eine aktivierende Interaktionsübung aus dem Repertoire der Sanyassins vor, wobei wir uns alle ausziehen sollten. Dann sollten wir die Augen schließen und langsam in die Raummitte gehen und dann einfach sehen, was passiert. Die Mischung aus Verwunderung, Aufregung, teils Entsetzen, aber auch unterschwelliger Lust, je nachdem, je nach Charakter, Naturell, Vorgeschichte, Erfahrungshintergrund der Studierenden, war spürbar in der Gruppe. Es war bewundernswert, wie unser Dozent ruhig und gelassen dasaß und einfach nur abwartete, ohne etwas zu sagen. Er war der Fels in der Brandung und schien durch nichts zu erschüttern.

Jedenfalls wurde lebhaft diskutiert, die von dem Sanyassin vorgeschlagene Übung aber schließlich mehrheitlich, sagen wir: glücklicherweise, als undurchführbar verworfen. Auf die Art brachen aber auch vielerlei Emotionen unter den Studierenden auf. Teils kamen Aggressionen zur Sprache, andere standen plötzlich auf und nahmen irgendeinen anderen in den Arm. Einige weinten und andere verliebten sich gar in einander. In den frühen 80er Jahren hatte die Universitätslehre also noch eine ganze andere Dynamik als heute. Niemand interessierte sich für Module, Prüfungsanmeldungen oder Credits. Unseren Namen hatten wir am schwarzen Brett auf eine Liste geschrieben. Den Leistungsnachweis bekamen wir fürs bloße Mitmachen und für das Verfassen eines zweiseitigen selbstreflexiven Erfahrungsberichtes, über den es dann noch ein Gespräch mit Karl-Josef Kluge oder seinem Mitarbeiter Klaus Fitting gab. In Verbindung mit dem Seminauraushang hatte es auch Literaturempfehlungen gegeben. Die Inhalte dieser Literatur flossen in die Seminarsitzungen ein und schlugen sich auch in unseren Texten nieder, aber unter anderem. Die persönlichen Reflexionen standen bei Kluge immer an erster Stelle. Die Perspektive war immer vom studentischen Subjekt aus in Richtung der wissenschaftlichen Literatur, etwa so: »Und, sagte Ihnen das denn was?«, oder: »Gab es in dieser Publikation etwas, was Sie ansprach?«, oder: »Wie ging es Ihnen denn beim Lesen?« Es gab niemals dieses bloße Abprüfen von Wissen. Kluge interessierte sich in erster Linie für das innere Erleben der Studierenden. Damit erzeugte er einen ziemlichen Kontrast zu den anderen Kölner Professor_innen, selbst zu den geisteswissenschaftlich orientierten Kolleg_innen. Den allergrößten Kontrast gab es allerdings zu den, damals allerdings zahlenmäßig eher wenigen, Empirikern in der Heilpädagogik, wie es damals noch hieß, ja Empirikern,

zu der Zeit waren es Männer. *Heilpädagogik*, was für ein problematisches Wort, das heben wir uns für ein späteres Kapitel auf.

In einem anderen Seminar, es war in den Erziehungswissenschaften im Teilgebiet Psychologie angesiedelt und es fand in drei Wochenendblöcken in einem Tagungshaus außerhalb von Köln statt, pikanterweise auch noch auf dem Gelände eines Frauenklosters, wurden gerade durch den psychoanalytisch geschulten und im Psychodrama spezialisierten Professor studentische, biografische Konditionierungen zum Thema gemacht. Ein ungeheuer intensives Seminar. Diesmal wurde das Tabu der Nacktheit tatsächlich überwunden, denn an jedem der Seminartage gingen wir, in einer stark verlängerten Mittagspause, in ein, auf dem Gelände befindliches, Schwimmbad und spielten dort Wasserball, nackt. Der das Seminar leitende Professor schaffte es vorher, alle Studierenden darauf vorzubereiten. Wer nicht bereit war sich auszuziehen und mitzumachen, musste, nach seiner Theorie, noch gravierende Blockaden in sich haben, die er/sie nun hier unter seiner fachkundigen Anleitung und Begleitung bearbeiten und überwinden konnte. Dazu war auch nicht jeder aufgelegt. Also hieß es abwägen zwischen Seelenstriptease oder körperlichem Striptease. Es galt auch abzuwägen zwischen der Frage, was man bereit war, für den, hier in Aussicht gestellten, Leistungsnachweis zu tun. An mehreren Tagen nackt Wasserball zu spielen, wobei der Professor immer mitten im Geschehen war, oder ein langatmiges Referat vorbereiten und halten, in irgendeiner anderen Lehrveranstaltung, die man sich freilich dann erst mal neu suchen musste, im nächsten Semester. Nun, diese Seminarreihe galt vielen auch als Geheimtipp, wobei ich keine näheren Vorinformationen hatte. Ich weiß nur, dass ich zumeist recht müde war, weil ich Samstag Nacht in Köln Taxi fuhr, bis Sonntag Morgen um 6.00. Das Seminar begann drei Mal sonntags um 9.00, draußen vor den Toren von Köln, und man musste noch eine Stunde fahren. Ich hatte also gerade Zeit unter die Dusche zu gehen und ordentlich zu frühstücken. Insofern war es mir Recht, nicht den ganzen Tag in einem Seminarraum sitzen zu müssen. Das Herumspringen im Wasser machte mich wach und erfrischte ja regelrecht. Die ans Schwarze Brett gehängte Teilnehmer_innenliste war immer im Nu voll. So lief das ja damals. Wer sich rechtzeitig draufgeschrieben hatte, war drin. Ich komme später noch einmal auf dieses denkwürdige Seminar zurück und was dort geschah. Vorläufig geht es mir ja um das Thema des Auflösens von Konditionierungen. Dieser Professor gab vor, uns aus alten familiären, sozialisationsbedingten Zwängen befreien zu wollen und errichtete selbst neue Zwänge. Das Ganze war natürlich problematisch, weil mit einem subtilen, teils offenen Druck gearbeitet wurde. Das würde heutzutage vermutlich alles unter dem Vorzeichen des sexuellen Missbrauchs wahrgenommen werden, aber Anfang bis Mitte der 80er Jahre war das kein Thema. Ganz Köln, zumindest der etwas lebhaftere Teil der Academia, so schien es, war auf Ausleben, Erproben, Erkunden eingestellt. Über meiner Ehrenfelder Altbauwohnung lebte zeitweise die Chansonsängerin Beate Radermacher und probte da auf dem Klavier mit Hubertus Tölle, was sinnliche, inspirierende Atmosphären erzeugte. Später dann lebte dort eine dompteurartig gekleidete Frau, in engem schwarzen Leder. Sie feierten dort oben queere Parties, zu denen auch Berühmtheiten aus der Medien- und Filmwelt erschienen, Events, die manchmal bis in den frühen Morgen gingen. Es war die Atmosphäre, wie wir sie heute noch in Berlin-Neukölln haben. Einmal ging ich morgens um vier nach oben, im Schlafanzug, um zu sehen, ob die Musik ein wenig heruntergedreht werden könnte. Die Tür stand auf und ich stieg über die Geschöpfe der Nacht hinweg, um zur Stereoanlage durchzu-

kommen. Ein Arm griff nach mir und versuchte mich zu sich herunterzuziehen. Aus dem hinteren Zimmer hörte man leise Stimmen und Geräusche. So muss sich Gereon Rath gefühlt haben, wenn er in die untere Etage des Moka Efti kam. Keiner beachtete mich weiter, einige schliefen schon, andere lagen zu Paaren oder zu dritt zusammengerollt, im Halbdämmer des Kerzenlichts. Da kam doch keiner mit solch kleinbürgerlichen, kleinkarierten Einwänden, was hier das Wasserballspielen anging. Ich war auch recht entspannt in solchen Dingen. Ich war zwar mal katholischer Messdiener gewesen, aber das war nun auch schon einige Jahre her und das Köln der frühen 80er war eine Welt, in der es so einiges zu entdecken gab. Das Seminar war daher in vielerlei Hinsicht erkenntnisreich.

Nur was ich in diesen Jahren nicht so recht auf dem Schirm hatte war, dass ich doch langsam aber sicher auf ein berufliches Leben, unter recht engen Systembedingungen, zusteuerte. Einige Kommiliton_innen sammelten die vielfältigen Erfahrungen und Impulse des Kölner Studiums ein und sprangen noch rechtzeitig wieder ab, aus der Sonderpädagogik. Ein Studienfreund, der schon früher wieder aufgehört hatte und nach Indonesien gegangen war und dort einen Business in der Touristikbranche aufgezogen hatte, sagte mir vor einer Weile, als wir nach einigen Jahrzehnten wiederum in Kontakt kamen, dass er niemals in solche Systeme habe einsteigen wollen und froh sei, dass er es nicht getan hätte. Die Künstlerin Claire Nagle, in deren Pensionszimmer mein ältester Sohn und ich im Sommer 2004 übernachteten, in Dunquin, an der felsigen Westküste von Irland, dem westlichsten Punkt Europas, in einem zauberhaften Cottage, als wir über den Dingle Way mit dem Rucksack wanderten, sagte zur mir, als ich von den Herausforderungen meiner pädagogischen Arbeit berichtete: »You must feel very confined.« Dieser Satz von Claire hallt noch heute in mir nach. Er hatte etwas Therapeutisches und Befreiendes. Es war der Sommer meiner Zwangsversetzung, was ich Claire, die eine Zeitlang in New York gelebt und dort Theater am Broadway gespielt hatte, allerdings nicht sagte. Ich ließ es bei allgemeinen Beschreibungen. Der Grund, der diese Zwangsversetzung ausgelöst hatte, war, dass ich mich geweigert hatte, beim Trainingsraum-Programm mitzumachen, in dem Raum Aufsicht zu führen und die spezielle Methode, wie sie beim TRP vorgesehen ist, anzuwenden. Das TRP war, nach langen Debatten, an der Förderschule, wo ich tätig war, eingeführt worden. Ich gehörte zu der Minderheit, die dagegen war. Die Kolleg_innen hatten mich bei der Eröffnung als allererstes in den Plan eingetragen. Ausgerechnet ich, der Hauptkritiker des TRP, sollte, so war dieser Schachzug wohl zu verstehen, das Programm eröffnen. Der Kollege, der den Plan gemacht hatte, und der schon aufgeregt im Stechschritt über die Schulflure ging, jetzt da endlich mehr Kontrolle über die aufmüpfigen Schüler_innen in Aussicht stand, schien seinen Spaß an meiner misslichen Lage zu haben und stand mir gegenüber im Lehrerzimmer, als wolle er mir sagen: *Nun beweg Dich und Wir haben jetzt hier das Sagen*. So muss es sich für die kritischen Intellektuellen bei der Machtergreifung 1933 angefühlt haben. Aber ich ging stattdessen als zweite Kraft in meine eigene Klasse und verbrachte die Stunde dort, der Dinge harrend, die jetzt auf mich zukamen. Der Trainingsraum blieb unbesetzt. Niemand konnte während dieser ersten Stunde seiner Eröffnung Kinder oder Jugendliche dorthin schicken. Für mich hatte das ein Nachspiel, weil der, neu an die Schule gekommene, jüngere, aber sehr dominante, Flügel des Kollegiums Druck auf die Schulleiterin machte. *Störung des Schulfriedens* hieß es, als mich die Schulrätin anrief und sie kündigte mir die Versetzung in einen anderen Landkreis an. Ich sagte ihr, ich würde mich nur in die nächst gelegene

Metropole versetzen lassen, sonst würde ich juristisch gegen das Ganze vorgehen. So kam ich immerhin wieder an den Rhein, was auch sein Gutes hatte. Andere mussten dafür zehn Jahre Versetzungsanträge stellen, um das zu erreichen. So fing ich in allem wieder von vorne an, na ja, nicht ganz von vorne. Doch sammelte ich hier ganz neue Erfahrungen und Erkenntnisse. Ich habe über diese Zeit ein Tagebuch verfasst.

Die Themen der fachlichen Diskurse

Wer sich dem unübersichtlichen und zerklüfteten Gebiet der emotionalen und sozialen Entwicklungsförderung nähert, steht einer weitgefächerten Publikationslandschaft gegenüber, in der eine Fülle von Einzelfragen abgehandelt werden. Eine überzeugende Gesamtdarstellung des Ganzen wird man vergeblich suchen und auch nicht finden. So verliert man/frau sich in vielen Einzelthemen, etwa Angst, aggressives und gewalttätiges Verhalten, sexuelle Auffälligkeiten, der Einfluss der Medien auf die psychosoziale Entwicklung, moralische Erziehung und Charakterbildung oder der Zusammenhang zwischen hoher Begabung, Intelligenz und Kreativität und der Entwicklung einer emotionalen, sozialen Thematik. Karl-Josef Kluge machte das etwa in Köln zu einem seiner Arbeitsschwerpunkte. Es ist aufschlussreich, dass Kluge als Experimentierfeld für die Entwicklung einer *anderen* Pädagogik eben *außerschulische* Sommercamps aufspannte, für all die Kinder und Jugendlichen, die mit ihrer hohen Lernmotivation im Schulsystem nicht zurande kamen, die dort schikaniert wurden, die ihr Potenzial nicht leben konnten. Er ging mit seinen Ideen und Forschungen eben nicht in das curricular geprägte Schulsystem hinein, um sich dort womöglich an den gegebenen Strukturen, Vorgaben und Restriktionen abzuarbeiten, wie ich es dann all die Jahre später, wohl oder übel, tun musste. Ähnlich war es ja bei David Weikart in Michigan. Auch die HighScope Foundation versuchte *außerhalb* des Schulsystems zu Erkenntnissen über andere Formen des Lernens zu kommen, ebenfalls in Sommercamps, die in Michigan in den 60er und 70er Jahren zunächst ganze acht Wochen dauerten. Erst später, in den 80er Jahren reduzierten David Weikart, seine Frau Phyllis und Charles Hohman die Länge des *International Summer Workshop for Teenagers* auf sechs Wochen. Das HighScope Camp wurde, über viele Jahrzehnte hinweg, zu einem weltweit geschätzten pädagogischen Experimentierfeld, über das allerdings viel zu wenig in schriftlicher Form festgehalten worden ist (vgl. dazu Broecher, 2015 b). Es war in erster Linie eine angewandte pädagogische Forschung, wie auch in den, später in Deutschland durch Karl-Josef Kluge begründeten, Kreativen Sommercamps. Auch hier gibt es viel zu wenig Dokumentation.

So wird auch schnell deutlich, wie es einem in diesem Fachgebiet gehen kann. Ich greife ein Thema heraus und sogleich fächert sich ein weiter Horizont an Hintergründen und möglichen Vertiefungen dazu auf. Ich beginne zwar in der Sonderpädagogik der emotionalen und sozialen Entwicklung und lande am Ende bei der nordamerikanischen Gifted Education oder der außerschulischen Experiential Education. Oder ich greife mir das Thema Angst heraus und am Ende lande ich bei kinder- und jugendpsychiatrischen Forschungen aus irgendeinem klinischen Kontext. Andere, in diesem, nahezu endlosen, Fachgebiet aufzufindende Themen sind die Bedeutung biographischen Lernens für Kinder und Jugendliche, die Frage, wie offen oder wie geschlossen der Unterricht im Bereich emotionalen und sozialen Lernens sein sollte, die Frage, ob